

Aus dem geistigen Leben

Dichtung und Metaphysik

In einem sehr kenntnis- und materialreichen Aufsatz der „Dublin Review“ (Herbst 1947) stellt J. M. Cameron einige Betrachtungen über das Verhältnis zwischen der durchgehenden Qualität der Dichtung eines Zeitalters und seinen metaphysischen Überzeugungen an. Er nimmt zum Ausgangspunkt zwei einander anscheinend diametral entgegengesetzte Äußerungen zweier englischer Dichter. Wordsworth gibt in der Einleitung zu der Ausgabe seiner lyrischen Balladen von 1801 seiner Ansicht Ausdruck, daß alle Dichtungen einer bestimmten Höhe „eine tiefe Überzeugung von dem Vorhandensein gewisser unzerstörbarer Eigenschaften des menschlichen Geistes und entsprechend gewisser ebenso unzerstörbarer Kräfte in den großen und bleibenden Gegenständen, die auf den menschlichen Geist einwirken“, voraussetzt. Das heißt nach Camerons Ausdeutung, daß Wordsworth als Voraussetzung solcher Dichtung die Fähigkeit des menschlichen Geistes postuliert, eine unabhängig von ihm existierende Wirklichkeit zu erkennen und innerhalb gewisser Grenzen bestimmte Merkmale dieser Wirklichkeit nicht nur zu erkennen, sondern auch aussagen zu können. Er leugnet also die kantische und nachkantische Philosophie, nach der die menschliche Erkenntnis es nur mit Wahrnehmungen und der menschliche Geist es mit der Ordnung dieser Wahrnehmungen zu tun hat. Auf der anderen Seite behauptet der große moderne Dichter T. S. Eliot in seinem Essay „Shakespeare und der Stoizismus Senecas“, daß große Dichtung von jedem philosophischen Standpunkt aus geschrieben werden könne, daß es nur notwendig sei, daß der Dichter seines eigentlichen „Geschäftes“ fähig sei, nämlich „die größte emotionale Intensität seiner Zeit auszudrücken, auf welchem denkerischen Inhalte sie auch immer beruhe“. Er exemplifiziert diese These an Dante und Shakespeare.

Cameron meint dazu, daß die These Eliots vielleicht zutreffend sei für eine Zeit, die wie die Dantes eine relativ einheitliche Kultur einschließlich einer zusammenhängenden Metaphysik besitzt oder in der, wie in Shakespeares Zeit, die kulturelle Einheit und damit auch die einheitliche metaphysische Weltanschauung erst beginne zu zerfallen. Er bezweifelt jedoch, daß sie für eine Zeit gelten könne, in der, wie in der unseren, die Kultur durch eine durchgängige Unkultur, die immer eine Reihe falscher Philosophien einschließt, ersetzt worden ist. Seine These ist vielmehr, daß in einer solchen Zeit, wo die ganze Kultur auf einer radikal falschen philosophischen Anschauung gründet, die volkstümliche Kultur, auf der die höhere Kultur aufbaut, ihre Kraft verliert, eine Dichtung zu schaffen, die dem Leben dieser Kultur dient, daß deswegen die Künste verfallen und selbst die materielle Kultur gefährdet ist. Eine solche radikal falsche Philosophie ist aber jener Skeptizismus in Bezug auf die Möglichkeit des Geistes, die Wirklichkeit zu erkennen, der heute nicht nur das Kennzeichen der Fachphilosophie ist, sondern die Erkenntnishaltung des größten Teiles auch der nicht akademisch gebildeten Menschen Europas bestimmt. Es sei, so sagt Cameron, eine erschreckende Erfahrung aller Menschen, die irgend etwas mit Jugend- oder Erwachsenenbildung zu tun hätten, daß der größte Teil der Menschen heute die tief eingewurzelte Über-

zeugung besäße, daß zum mindesten in moralischen und ästhetischen Fragen Wahrheit und Objektivität unerreichbar seien.

Nun ist aber alle Dichtung Mitteilung, und Mitteilung setzt das voraus, was Martin Buber das Ich-Du-Verhältnis genannt hat, ein Verhältnis zwischen zwei Personen, dessen Wirklichkeit nicht in Frage gestellt werden darf. Wenn wir aber in unserer Erkenntnis über subjektive Eindrücke nicht hinauskommen, so kann unser Denken und Fühlen keine gültige Beziehung auf etwas haben, was jenseits ihrer liegt. Unser ästhetisches wie auch jedes andere Erleben beschränkt sich dann auf unser „inselhaftes“ individuelles Empfinden. Dann kann aber auch der Gegenstand und Inhalt der Dichtung keine überindividuelle Bedeutung mehr haben. Zu sagen, daß der Dichter nur von seinen eigenen Empfindungen spreche, führt unausweichlich dazu, diese Empfindungen, da sie ja nur seine individuellen Empfindungen sind, für unwichtig zu halten. Eine Lehre, die die Ganzheit und den Zusammenhang der Wirklichkeit zerstört, zerstört ebenso die Ganzheit der Erfahrung und des Erlebens oder macht die Ganzheit des individuellen Erlebens zum mindesten willkürlich. Dichtung aber, da sie wesentlich Mitteilung ist, setzt eine objektive Wirklichkeit voraus, innerhalb derer sich Dichter und Leser, Sprecher und Zuhörer befinden, und zwar ist diese objektive Wirklichkeit nicht einfach, sondern sie besitzt verschiedene Schichten und Ebenen vom einfachen sinnlichen Erleben über das vernünftige Denken und das sittliche und ästhetische Erleben bis zur mystischen Beschauung. Damit unsere Erfahrung aber Gewicht und Bedeutung bekommt, muß sie Erfahrung von etwas sein, was die Erfahrung transzendiert. Den Schichten des Erlebens müssen Schichten einer transzendenten Wirklichkeit entsprechen. Ohne die Gewißheit, daß jedem Wert auch Existenz entspricht und daß er nicht durch individuelle Willkür gesetzt ist, verliert das Wort seine Kraft. So ist jeder Subjektivismus mit seiner Ablehnung der Metaphysik auf die Dauer mit der Hervorbringung hoher Dichtung unvereinbar.

Cameron legt bei dieser Behauptung einen starken Akzent auf das Wort „auf die Dauer“, denn es ist sehr wohl möglich, daß der Beginn des Zerfalls einer Kultur mit all den Spannungen, die das teilweise Versagen der Kommunikationsmöglichkeiten zwischen den Menschen hervorruft, im Anfang geradezu anregend auf das dichterische Schaffen wirkt. Er exemplifiziert das an der Geschichte des Romans, der, wie er meint, die dichterische Form ist, die dem Zerfall einer einheitlichen Kultur entspricht und geradezu aus ihm hervorgeht. Der Roman im modernen Sinn erscheint zum erstenmal in der Nachrenaissancezeit, in der das Leben anfängt, als problematisch erfahren zu werden, in der das Tempo des gesellschaftlichen und geistigen Wandels schneller wird und das Leben nicht länger mehr künstlerisch als Wiederkehr eines Gleichen, als Darstellung eines zyklischen Geschehens ausgedrückt werden kann. Zuerst schildert der Romandichter das Verhalten seiner Charaktere zu den überkommenen sittlichen Werten, denen gegenüber sie die Freiheit der Wahl besitzen und die den Hintergrund für ihre Entwicklung bilden. Diese Situation beginnt sich im 19. Jahrhundert zu ändern. Stendhal, Tolstoi, Flaubert beziehen ihre Charaktere noch zum Teil auf die über-

kommenen sittlichen Werte. Aber schon beginnen diese Charaktere an einer Art kosmischer Einsamkeit zu leiden, schon bilden sich immer unüberwindlichere Schranken für die Kommunikation zwischen den Seelen. Die Problematik des Lebens beherrscht nicht länger mehr nur das Denken, sondern auch das Fühlen. Den nächsten Schritt der Entwicklung des Romans stellt das Werk von Proust dar. Die Welt Proust's ist eine vollkommen solipsistische Welt, in der die Charaktere ganz unsubstantiell und zu Abwandlungen des Ichbewußtseins geworden sind. Die Unmöglichkeit jeder Mitteilung von Seele zu Seele ist zur Grundlage des Romans geworden. Und doch ist dieser Solipsismus Proust's nicht total. Es gibt gewisse Charaktere in seinem Werk, die wie eine Art „Chor“ die Vergangenheit mit ihren beständigen sittlichen und geistigen Werten darstellen, gegen deren Hintergrund die Verkehrtheit seiner anderen Charaktere erst deutlich wird. Es scheint Cameron, daß wir uns jetzt dem letzten Stadium dieses kulturellen Zerfalls und dieser Auflösung einer gemeinsamen Welt, innerhalb derer Mitteilung möglich ist, nähern, dem letzten Stadium, dessen Verfallsreize gerade noch im Stande sind, Dichtung von einer gewissen Größe hervorzubringen, wie sie im Werke Proust's, Eliots, Joyce's und Lawrence's sichtbar wird. Er nennt diese Dichtung „dekadent“, und zwar nicht in irgend einem abschätzenden Sinn, nicht mit irgend einer moralischen Entrüstung, sondern in dem Sinn, daß in ihr jede Möglichkeit weiterer Entwicklung erschöpft ist und daß sie an den Punkt einer absoluten Zusammenhanglosigkeit nahe herangeführt hat. Alle diese Dichter sind wahrscheinlich große Dichter. Aber man kann das nicht in demselben Sinn von ihnen aussagen, wie man es von Milton oder Dante aussagen kann und zwar einzig und allein deswegen, weil ihre Zeit und die Atmosphäre ihrer Zeit ihnen ungünstig ist. Wenn auf der anderen Seite ein Werk wie das Mauriacs noch als großes Werk bezeichnet werden muß, so deshalb, weil in ihm die hohen Werte in ihrer Ganzheit noch anwesend sind. Aber die Welt dieses Werkes ist eben nicht mehr die Welt unserer Zeit, nicht die Welt, in der die meisten seiner Zeitgenossen leben und vergehen.

Zum Schlusse faßt Cameron die Ergebnisse seiner Untersuchung noch einmal zusammen. Es gibt, so sagt er, eine *philosophia perennis* (die er jedoch in einem weiteren Sinn verstanden haben will, als es die christliche Philosophie tut). Diese immerwährende Philosophie wird durch bestimmte Annahmen charakterisiert, die angenommen werden müssen, und die, wenn auch nur als unreflektierte Voraussetzungen des normalen Denkens da sein müssen, damit eine echte Mitteilung und damit wahre Künste möglich sind. Die zentrale Annahme dieser immerwährenden Philosophie ist die, daß der menschliche Geist der Erkenntnis dessen fähig ist, was außerhalb seiner existiert und daß er innerhalb des Wirklichen so unterscheiden kann, daß Werturteile einen gültigen transzendenten Bezug haben. In ihrer befriedigendsten Form erkennt sie den Kosmos als abhängig und als geschaffen von einem höchsten absoluten Wesen an, das der Urgrund alles endlichen und kontingenten Daseins ist. Von den anderen Merkmalen der *philosophia perennis*, die Cameron hier meint, scheint ihm besonders eines für die Dichtung von außerordentlicher Wichtigkeit, nämlich die Annahme, daß das Sein so geartet ist, daß ein analogisches Denken darüber möglich ist. Unter Analogie versteht er hier wiederum nicht das, was in

der Theologie mit der *analogia entis* im strengen Sinne gemeint ist, sondern jene Form der Analogie, die es uns ermöglicht, sprechend die verschiedenen Ebenen und Typen des geschaffenen Seins gleichzeitig zu unterscheiden und zusammenzubringen. Alles volkstümliche dichterische Sprechen ist in dieser Weise analogisch und hat die Möglichkeit zur Voraussetzung, gewisse Dinge in einer Weise zusammenzubringen, die nicht rein willkürlich ist. Eben diese Weise, die analogischen Beziehungen innerhalb der Wirklichkeiten zum Ausdruck zu bringen, hat in unserer Zeit ihre Kraft verloren und Cameron hält es für unwahrscheinlich, daß wir diese Kraft jemals wieder gewinnen. Denn wenn der Glaube verlorengegangen ist, daß diesem analogischen Denken eine Wirklichkeit zugrunde liegt, dann muß die Wirklichkeit entweder als einfach angenommen werden, sodaß die Spannung, die Vielfalt, das Ineinander, das jede große Dichtung kennzeichnet, grund- und sinnlos wird, oder aber die Wirklichkeit ist in beziehungsloser Weise vielfältig, sodaß der Gedanke ihr ohnmächtig gegenübersteht und jene Einheit in der Vielstimmigkeit und Vielstimmigkeit in der Einheit, die alle hohe Dichtung kennzeichnet, kein denkerisches Korrelat hat.

Probleme der alten Kirchengeschichte

Im theologischen Jahresbericht 1942/46, der unter dem Titel „Verkündigung und Forschung“ im Verlag Chr. Kaiser in München erschienen ist, gibt der Heidelberger Theologe Hans von Campenhausen eine Literaturübersicht zum Thema „Die Kirche im Altertum“, die über den Stand der protestantischen Forschung zu einigen Problemen gute Aufschlüsse vermittelt.

Zu ihnen gehört das Problem der „Kirche“. „Es gibt kein Stadium der Entwicklung“, sagt von Campenhausen, „in dem das Christentum nur Glaube und ‚Idee‘ gewesen wäre, die sich dann lediglich praktisch, den geschichtlichen Notwendigkeiten folgend, auch ‚äußerlich‘ als Gemeinschaft und Organisation dieser Welt sichtbar niedergeschlagen hätten. Denn von Anfang an wußten sich die an Christus Gläubigen als das eschatologische ‚Volk Gottes‘ und das heißt: als Kirche.“ Als Ergebnis der Forschungen von N. A. Dahl (Das Volk Gottes, 1941) und W. G. Dümmler (Kirchenbegriff und Geschichtsbewußtsein in der Urgemeinde und bei Jesus, 1943) zeigt sich der enge Zusammenhang zwischen alt- und neutestamentlicher Kirchenanschauung, mit dem Vorbehalt allerdings, daß Paulus der letzteren ein pneumatisches Element hinzugibt, kraft dessen eine ‚judaistische‘, gesetzliche Auffassung der Kirche unmöglich wird und es von neuem zur ‚bewegenden Frage‘ der alten Kirchengeschichte wird, „wieweit (die Kirche) als die sichtbare, katholische Kirche der römischen Welt sich gleichwohl mit Recht noch als die ursprüngliche Kirche des Geistes bewähren und beweisen konnte.“

Gegen eine „Erneuerung der ‚liberalen‘ Betrachtungsweise“ durch W. Kamlah (Christentum und Selbstbehauptung, 1940), für den die Kirche „ihren Weg in die Geschichte überhaupt nur im Widerspruch gegen ihren (eschatologischen) Ursprung hat antreten können“, bemerkt von Campenhausen, der Historiker solle sich darüber Rechenschaft geben, daß „entscheidende Veränderungen... im Bereich des Geistes niemals ‚von selbst‘ und völlig unbemerkt vor sich (gehen)“, so daß eine Abkehr der Kirche vom ursprünglich Christlichen sich in